

Familienkonzeption und Wirklichkeit – die Hegauer Familie Müller im 18. und frühen 19. Jahrhundert

VON ULF WENDLER

Einleitung

Nur vereinzelt sind autobiographische Quellen einfacher, nicht zu den Oberschichten gehörenden Menschen aus früheren Jahrhunderten überliefert. Historisch arbeitende Disziplinen wie Volkskunde und Geschichtswissenschaft begannen sich erst in den letzten Jahrzehnten für diese Schriften zu interessieren und erschlossen dadurch für die Forschung neue Zugänge zur Vergangenheit.

Aus dem Hegau wurden bislang nur wenige entsprechende Zeugnisse veröffentlicht. Am bekanntesten aufgrund des Inhaltes und der Darstellungskraft ist der unter dem Titel »Aus vergangenen Tagen. Erlebnisse eines Höhgäubewohners in der Franzosenzeit 1795–1815. Aus dem Tagebuch des ehemaligen Bärenwirts und Vogtes Ferdinand¹ Müller in Welschingen« 1893/94 erst im »Höhgauer Erzähler« und 1894 in Engen als Sonderdruck herausgegebene Bericht. Die für die Zeitung bearbeiteten, an einigen Stellen gekürzten, an anderen erweiterten und mit Fehldeutungen versehenen Aufzeichnungen behandeln die Zeit um 1800, als das revolutionäre Frankreich und das konservative Österreich im Hegau miteinander um die Macht in Europa rangen. Sie sind nur ein Teil der »Lebensgeschichte« Ferdinand Müllers. Das Original galt lange als verschollen und wurde 2001 zum ersten Mal vollständig veröffentlicht.²

Anhand der Müllerschen Aufzeichnungen sollen im folgenden nicht die spektakulären Geschehnisse im Zusammenhang mit den Franzosenjahren behandelt,³ sondern Familienbeziehungen als ein Kernbereich des Alltags untersucht werden. Das Konzept der Familie sowie der Begriff des Ehe- und Arbeitspaares stehen im Mittelpunkt.⁴ Der Analyse dieser Aspekte vorangestellt ist ein kurzer

1 Müller schrieb seinen Vornamen selbst stets »Ferdinant«.

2 MÜLLER, Ferdinand: Lebensgeschichte, in: WENDLER, Ulf: Pulverdampf und Kriegsgeschrei. Krieg und Alltag um 1800 (Schriften des Städtischen Museums Engen + Galerie 1), Engen 2001, S. 121–249.

3 Vgl. dazu WENDLER, Ulf: Bäuerliche Gewalt und Widerstand gegen Soldaten – der Hegau 1796, in: Zeitenwenden. Herrschaft, Selbstbehauptung und Integration zwischen Reformation und Liberalismus. Festgabe für Arno Herzig zum 65. Geburtstag, hrsg. v. DVENTER, Jörg/RAU, Susanne/CONRAD, Anne, Münster-Hamburg-London 2002, S. 403–420.

4 Vgl. dazu den fast zwanzig Jahre alten, aber immer noch anregenden Artikel von MEDICK, Hans/SABEAN, David: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologi-

Abriß des Lebenslaufes von Ferdinand Müller und der Inhalte seiner »Lebensgeschichte«.

Ferdinand Müllers Lebenslauf

Ferdinand Müller wurde 1773 als Sohn des Wirtes und Vogtes Franz Joseph Müller (1733–1798) und seiner zweiten Frau Francisca Liebermann (1748–1814) in Welschingen, wenige Kilometer südlich der Stadt Engen, geboren. Er war eines von achtzehn Kindern, welche sein Vater in zwei Ehen zeugte. Über Kindheit und Jugend Ferdinand Müllers ist nichts bekannt. Die Erzählung seines Lebens begann er 1789 mit dem Antritt seiner Lehre als Brauer in Mühlheim an der Donau, die er ein Jahr später beendete. Anschließend wanderte er von 1790 bis 1795 als Geselle durch Österreich und Ungarn.⁵

1795 kehrte er nach Welschingen zurück, weil seine Hilfe im elterlichen Gasthaus »Bären«, benötigt wurde. Sein Vater Franz Joseph Müller hatte 1793 einen Schlaganfall erlitten und war seitdem linksseitig gelähmt. Der Vater brachte es zwar durch Übung soweit, daß er wieder reiten konnte, doch blieb er in der Führung der Wirtschaft beeinträchtigt. Durch das drohende Vorrücken der französischen Armee in den Hegau wurde es notwendig, daß Ferdinand seinem Vater zur Hand ging.⁶

1798 starb Franz Joseph Müller. Ferdinand sollte nun so lange den »Bären«, führen, bis einer seiner jüngeren Brüder die Gastwirtschaft übernehmen konnte. Doch durch Umstände, die unten näher erläutert werden, wurde Ferdinand im Jahr 1800 Bärenwirt und heiratete noch im gleichen Jahr die Wirtstochter Maria Keller (1782–1838) aus Geisingen.⁷

Der junge Gastwirt erwarb im Dorf Ansehen und ließ sich 1803 zum Vogt wählen. Er blieb bis 1819 im Amt und bekleidete dann als Gerichtsmann eine weitere öffentliche Position. Müller erwähnte außerdem in der »Lebensgeschichte«, daß er Zehntverwalter derer von Greifenegg und korrespondierendes Mitglied des Ettlinger Landwirtschaftsvereins war.⁸ Er gehörte somit zu den Honoratioren in Welschingen und im Hegau am Anfang des 19. Jahrhunderts.

schen Familienforschung, in: Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, hrsg. v. dens., Göttingen 1984, S. 27–54. Einen guten Überblick bietet GOODY, Jack: Erbschaft, Eigentum und Frauen. Einige vergleichende Betrachtungen, in: Historische Familienforschung, hrsg. v. MITTERAUER, Michael/SIEDER, Reinhard, (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 387), Frankfurt am Main 1982, S. 88–122.

5 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 141–162.

6 Ebd., S. 132, 160–163.

7 Ebd., S. 138–140.

8 Ebd., S. 127, 141, 220.

Die »Lebensgeschichte«

Am 1. Januar 1829 begann Ferdinand Müller als Mittelfünziger mit der Niederschrift seiner »Lebensgeschichte«, die er bis kurz vor seinem Tod 1843 fortführte. In dem Werk berichtete er für seine Nachkommen über seine Vorfahren, das Leben seiner Eltern und sein eigenes Schicksal.⁹ Ferdinand Müller war kein gebildeter Mann, doch besaß er Darstellungskraft und Formulierungsgeschick. In seiner Autobiographie zeigen sich aber auch die Grenzen seiner Fähigkeiten in zahlreichen unvollständigen Sätzen, vielen Wiederholungen usw. Aufgrund der detaillierten Schilderungen von Vorgängen aus der Sicht eines Dorfbewohners gehören die Aufzeichnungen von Ferdinand Müller zu den wichtigsten nichtamtlichen Quellen des Hegaus im frühen 19. Jahrhundert.

Die Autobiographie läßt sich in mehrere Teile gliedern:

1. die Vorfahren,
2. Wanderjahre in Österreich und Ungarn,
3. Kriegserlebnisse der Jahre 1796, 1799 und 1800,
4. verschiedene Anekdoten aus den Kriegsjahren 1796 bis 1809 und eine Chronik der politischen und militärischen Ereignisse der Napoleonischen Epoche 1800–1815,
5. einzelne Erlebnisse aus der Zeit als Vogt und Alt-Bärenwirt sowie
6. ausführliche Exzerpte aus einem papstkritischen Werk.

Ferdinand Müller beschrieb in seinem Werk nicht gleichmäßig jeden Abschnitt seines Lebens, sondern setzte Schwerpunkte. Dies war nicht ungewöhnlich in der privaten Schriftlichkeit des 19. Jahrhunderts, denn der Alltag wurde nur von einer kleinen Gruppe von Autoren als beschreibenswert angesehen. Die meisten Schreiber schilderten Krieg, Ausbildung, Existenzsicherung und Genesung – Themen, die häufig mit dem Motiv des Ortswechsels verbunden waren.¹⁰

Müller beschäftigte sich – neben der Familie, d. h. indirekt mit der Erlangung seiner beruflichen Existenz – hauptsächlich mit seinen Wanderjahren und den Kriegserlebnissen in Welschingen. Sein Text schildert Außergewöhnliches, das Müller erlebt hatte. Obwohl der Alltag nicht für beschreibenswert erachtet wurde, gab Müller viele Hinweise und beiläufige Schilderungen des »normalen« Lebens.¹¹

Die »Lebensgeschichte« stellt eine Entwicklungs- und Erfolgsgeschichte dar. Sie beginnt mit Müllers Lehrjahr und der schwierigen Anfangszeit als Geselle. Als solcher kam er zu Ansehen und wanderte mehr oder minder ungebunden durch Ungarn und Österreich. In Anschluß an die Rückkehr nach Welschingen bewirtschaf-

⁹ Ebd., S. 127, 134.

¹⁰ SCHIKORSKY, Isa: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens »kleiner Leute« (Reihe Germanistische Linguistik 107), Tübingen 1990, S. 58–67.

¹¹ Vgl. dazu ebd.

DÖRFER, Anja: Autobiographische Schriften deutscher Handwerker im 19. Jahrhundert (Diss. Halle 1998), Berlin 1999, S. 92–100.

tete Ferdinand Müller erst für seinen Vater und, nach dessen Tod, für die Mutter und seine jüngeren Geschwister den »Bären«. Es gelang ihm, selber Wirt zu werden und das Gasthaus durch die schwierigen Kriegsjahre zu bringen. Der Höhepunkt war erreicht, als er Vogt von Welschingen wurde und dieses Amt über lange Jahre ausübte.

Müller schilderte seinen Weg vom jungen, von vielen Personen und Umständen abhängigen Mann zum selbstbestimmt handelnden Bärenwirt und Vogt. Damit endet die ausführliche Beschreibung seines Lebens, welche die Jahre 1789 bis circa 1809 umfaßt. Es folgen noch einige isoliert stehende Geschichten. Voller Bitterkeit berichtete er vom Verlust des Amtes als Vogt und von zwei Begebenheiten, bei welchen der inzwischen betagte ehemalige Vogt und frühere Wirt sich geschickt und erfolgreich gegen den Ortsgeistlichen und zugunsten einer für den »Bären« wirtschaftlich entscheidenden Straße durchsetzte. Dagegen erwähnte er mit keinem Wort, wann und wie er den »Bären« an die nächste Generation weitergab, d. h. auf seine einflußreiche Stellung als Wirt verzichtete.

Familienauffassung

Im ersten Teil der »Lebensgeschichte« beschrieb Ferdinand Müller seine Abstammung und erläuterte damit seinen Begriff von Familie und die »familienpolitischen« Strategien, welche die Müllers im 18. und frühen 19. Jahrhundert befolgten. Er interessierte sich bei seinen »Fammiliestämmen« ausschließlich für die männliche Linie und erwähnte mit keinem Wort die Familie seiner Mutter und seiner Frau. Für ihn gehörte mit der Eheschließung die Frau zur Familie des Gatten. Ihre Blutsverwandtschaft war für das Selbstverständnis der Familie des Mannes ohne Bedeutung.¹²

Familie, wie Ferdinand Müller sie darstellte, ist ein besonderes Konstrukt. Er reduzierte seine Familien- und Abstammungsgeschichte in einem auch für das patriarchalisch bestimmte Westeuropa extremen Maße auf sich und seine Vorfahren in männlicher Linie und betonte seine eigene selbständige Stellung. Entsprechend begann er seine »Lebensgeschichte« mit folgenden Worten:

»Es wird meiner Nachkommenschaft nicht unlieb sein, wenn sie in diesem Buche erfährt, wer ihre Voreltern waren, woher sie stammen und wenigstens von mir hievon so viel erfahren, als ich selbst weiß. Wer ist also der Ich, der dieses schreibt und aufzeichnet? Ferdinand Müller, Bärenwirt, Altvogt, von Greifenegischer Zehentverwalter und corespondirendes Mitglied des großherzoglichen Etlinger Landwirtschaftsverein. Geboren 1773, am 22ten Herbstmonat [September].

In diesem Buch werde ich nicht nur von meinem Fammiliestämmen [schreiben], sondern meine Lebensgeschichte, verschiedene merkwürthige Begeben-

12 Wie Ferdinand Müller das Verhältnis allerdings dargestellt haben würde, wenn er nicht den »Bären« von seinen Eltern übernommen, sondern in ein anderes Wirtshaus eingeheiratet hätte, muß offen bleiben.

heit[en], sowohl hier im Orte zu Welschingen als auch in unserem und anderen Stätten, wofür sich je die Menschheit wißbegirig und intersirt findet.«¹³

Ferdinant Müller definierte sich durch seine Abstammung in männlicher Linie und die Ämter, welche er bekleidete. Dagegen erwähnte er weder seine Frau noch ihre Verwandten, um sich dem Leser vorzustellen.¹⁴ Aufgrund des Fehlens anderer Autobiographien aus der Region ist nicht zu entscheiden, ob dies Ausdruck von Müllers Persönlichkeit war, oder ob er damit einem im Hegau üblichen Muster folgte. Ein Vergleich mit den bekannten Nord- und Ostschweizer Autobiographien ist unergiebig, weil darin die Familiengeschichten nicht im gleichen Maße behandelt wurden.¹⁵ Erst durch weitere Forschungen wird es möglich werden, diesen Aspekt der Müllerschen Familienauffassung in einen größeren Zusammenhang einzuordnen.

Ein weiterer grundlegender Gesichtspunkt des familiären Denkens von Ferdinant Müller ist die Vorstellung vom Ehe- und Arbeitspaar.¹⁶ Die traditionellen Auffassungen zu diesem Konzept sind in der Forschung wiederholt beschrieben worden.¹⁷ Seine besondere Ausprägung erhielt es in der Familie Müller durch das Dominieren von Kleinfamilien selbständiger Gastwirte und Bauern, welche nur rudimentär in einem größeren Familienzusammenhang eingeordnet waren.

Das Auseinanderbrechen der Nachkommen eines Paares in separate Kleinfamilien wurde durch das auf der Realteilung beruhende Erbrecht im Hegau gefördert, aber nicht determiniert, wie Beispiele aus anderen Freiteilungsgebieten belegen. Im Hegau agierten die Nachkommen eines Ehepaares nicht gemeinsam als Großfamilien, wie es z. B. Giovanni Levi für das Piemont beschrieben hat. Die norditalienischen Familien waren zwar formal getrennt nach Wohnort und Besitz, doch sie besaßen

13 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 127.

14 Vgl. dagegen die Eingangsworte der Autobiographie des französischen Webers Louis Simon (1741–1820): »1809. Moi, Louis Simon, ayant épousé Anne Chapeau, petite-nièce du sieur Ory, j'ai hérité du present livre, dans lequel j'ai écrit les principaux événements arrivés pendant le cours de ma vie.« Louis Simon nennt gleich im ersten Satz nicht nur seine Ehefrau, sondern auch den wohlhabenden Großonkel, den das Paar beerbte. FILLON, Anne: Louis Simon. Villageois de l'ancienne France, Rennes 1996, S. 25.

15 BRÄKER, Ulrich: Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg, hrsg. v. VOELLMY, Samuel (Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Tockenburg 1), Basel 1945.

BOSSHARD, Heinrich: Eines schweizerischen Landmannes Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben, hrsg. v. MÜLLER, Johann Georg, o.O. 1988 [Nd. v. Winterthur 1804].

Aus dem Leben eines »kleinen« Schaffhauser Stadtbürgers im 18. Jahrhundert. Die Selbstbiographie des Spitalschreibers Andreas Müller, hrsg. v. WIPF, Hans Ulrich, in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 60, 1983, S. 209–218.

16 Begriff nach WUNDER, Heike: Überlegungen zum Wandel der Geschlechterbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert aus sozialgeschichtlicher Sicht, in: Dies./VANJA, Christina: Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 913), 2. Aufl. Frankfurt am Main 1993, S. 12–26, hier S. 22–23.

17 Vgl. z. B. ROSENBAUM, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 374), Frankfurt am Main 1982, S. 69–77, 145–153.

»eine koordinierte Führung und eine Politik des gemeinsamen Prestiges«. ¹⁸ Eine andere Form des Umgangs mit der Realteilung gab es im Engadin. Dort wurde der Besitz gleichmäßig unter den Erben verteilt, aber viele Erben blieben ledig bzw. wanderten aus, so daß in der nächsten Generation die Zersplitterung des Familienbesitzes nicht weiter fortschritt. ¹⁹ Auch so etwas läßt sich nicht in der Müllerschen Familiengeschichte beobachten, wo fast alle erwachsenen Kinder heirateten.

Das Realteilungsprinzip, d. h. die gleichmäßige Verteilung der Erbmasse, wurde im Hegau nicht konsequent befolgt, sondern das Erbrecht bevorzugte die jüngeren Söhne. Von diesen erhielt einer entweder alle Gebäude und Liegenschaften ungeteilt und zahlte seine Geschwister aus oder er übernahm die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, ²⁰ während an Landbesitz und Geldvermögen alle Erben partizipierten. ²¹ Die Privilegierung der jüngsten Söhne hatte weitreichende Folgen, denn dadurch wurde innerhalb der Familien die Stellung der Eltern (bzw. des überlebenden Elternteiles) gestärkt. ²² Sie behielten so lange wie möglich die Herrschaft über die wichtigsten Besitztümer und damit neben der Macht ein gutes Auskommen im Alter. ²³ Dagegen mußten sich ihre älteren Kinder anderswo ein Auskommen suchen.

Der Übergabe des Erbes kam innerhalb der Müllerschen Familie eine zentrale Rolle zu. Ferdinants Urgroßvater und Stammvater der Familie, Jakob Müller, kam (angeblich) durch die Heirat mit Maria Zäpf, der Erbin einer Wirtschaft, nach Weilheim. Dessen jüngster Sohn war Joseph Müller (Ferdinant Müllers Großvater), der aber das Gasthaus seines Vaters nicht erhielt, was aufgrund des Erbrechtes nahegelegen hätte, sondern Maria Dietrich heiratete, die Erbin des »Adlers« in Welschingen. In diesen beiden Fällen konnten die männlichen Vorfahren vom Erbteil der Ehefrauen profitieren, so daß es zu keinen Erbaseinandersetzungen kam.

18 LEVI, Giovanni: Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986, S. 148.

19 MATHIEU, Jon: Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800, 2. Aufl. Chur 1987, S. 142–145, 174–176.

20 Allerdings kam es auch vor, daß diese unter mehreren Erben aufgeteilt wurden. SCHUSTER, Hans-Joachim: Agrarverfassung, Wirtschaft und Sozialstruktur der nellenburgischen Kammerallandschaft im 17., 18. und frühen 19. Jahrhundert. Untersuchungen zum Wandel einer ländlichen Gesellschaft in der frühen Neuzeit (Hegau-Bibliothek 70), (Diss. Konstanz 1988) Stockach 1990, S. 71.

21 Ebd., S. 69–79.

Die Verhältnisse im Hegau unterschieden sich von anderen Realteilungsgebieten, wie etwa Neckarhausen. Vgl. SABEAN, David Warren: Property, production, and family in Neckarhausen 1700–1870 (Cambridge Studies in Social and Cultural Anthropology 73), Cambridge-New York-Port Chester-Melbourne-Sydney 1990, S. 247–299.

22 TROSSBACH, Werner: Bauern 1648–1806 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 19), München 1993, S. 35.

23 Vgl. zur schwierigen Situation älterer Menschen in Realteilungsgebieten BORSCHIED, Peter: Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert, München 1989, S. 338–341.

MATHIEU (wie Anm. 19), S. 145–148.

Im Fall von Franz Joseph Müller, dem Sohn des vorgenannten Joseph, und von Ferdinand Müller selbst, gestaltete sich dies anders. Aufgrund der Erbregeln gab es Umstände, wo es, sozusagen strukturell bedingt, zu Streitigkeiten kam. Konflikte waren in der Familie Müller mit der Übergabe des Wirtshauses an die nächste Generation verbunden, wenn der jüngste Sohn beim Tode des Hausvaters für den Antritt des Erbes nicht alt genug war. Bei den Müllers kam es in zwei aufeinanderfolgenden Generationen zu einer solchen Situation.

Mit dem zu erwartenden Erbe waren die Möglichkeiten zur Eheschließung verknüpft. Der Erbe bzw. die Erbin des Gasthofes benötigte einen Ehepartner mit reicher Mitgift oder entsprechendem Erbteil, damit der übernommene Betrieb den Aderlaß durch das an die Geschwister ausgezahlte Erbe verkraftete. Für weichen- de männliche und weibliche Erben war eine große Erbschaft bzw. Mitgift die Voraussetzung, um in einen Hof einheiraten bzw. gemeinsam mit dem Bräutigam oder der Braut einen solchen erwerben zu können.

In der Müllerschen Familiengeschichte fällt auf, daß einige Ehen von Söhnen ohne Einfluß der Eltern stattfanden bzw. geplant wurden. Dies war wahrscheinlich bei Franz Joseph Müller, sicher bei Ferdinand Müller der Fall. Als die beiden jungen Männer heiraten wollten, waren ihre Väter bereits verstorben. Ihren Müttern war die Person der Braut bzw. der Zeitpunkt der Heirat nicht recht. Dies und der für die Söhne unbefriedigende Umgang mit dem Erbe des Vaters führte zu Auseinandersetzungen zwischen Franz Joseph und Ferdinand Müller einerseits und ihren Müttern andererseits.

Als ein Geschlecht von Bierbauern und Gastwirten war es für die Familie Müller schwieriger als für Bauern, Ehepartner mit einem vergleichbaren Hintergrund im gleichen Ort zu finden, denn ein Dorf hatte nur ein oder vielleicht zwei Gasthäuser. So war der Heiratskreis der Familie Müller recht groß. Wenn in die unmittelbare Umgebung geheiratet wurde, fanden meist Eheschließungen mit Kindern von Bauern statt.

Familiengeschichte

Ferdinand Müller kannte seinen Urgroßvater Jakob Müller und dessen Ehefrau Maria Zäpf mit Namen (Abb. 1). Von Jakob Müller vermutete er fälschlicherweise, daß dieser aus der Schweiz stammte und durch seine Ehe in ein Wirtshaus »ohne Schilt, doch [mit] Schiltwirtsgerichte[g]keit«²⁴ in Weilheim einheiratete. Mit Maria Zäpf hatte Jakob Müller zwölf Kinder, erst sieben Söhne und dann fünf Töchter. Daß zuerst Söhne und anschließend Töchter geboren wurden, ist unwahrscheinlich. Es ist anzunehmen, daß Ferdinand Müller die Reihenfolge der Geschwister nicht kannte oder sie nicht beachtete, sondern die Söhne und Töchter nach seinen Vorstellungen vom Primat der Männer gruppierte. Dies würde auch erklären, warum er seinen Großvater Joseph Müller als das jüngste der zwölf Kinder bezeichnete, obwohl er ihn zuvor als fünften Sohn und fünftes Kind von Ja-

²⁴ MÜLLER (wie Anm. 2), S. 127.

kob und Maria Müller aufgeführt hatte. Angesichts der hohen Kindersterblichkeit in der Region ist anzunehmen,²⁵ daß dem Paar mehr als diese zwölf Kinder geboren wurden, die das Erwachsenenalter erreichten. Die jung verstorbenen Kinder kannte Ferdinand Müller offensichtlich nicht mehr.

Von den erwachsenen Kindern des Jakob Müller und der Maria Zäpfe erbte ein Sohn die väterliche Wirtschaft in Weilheim, ein zweiter heiratete in ein Gasthaus in Engen und ein dritter in eines in Welschingen ein. Drei Söhne verheirateten sich nach Wurmlingen, die Heimat des Vaters, und einer in das nicht weit entfernte Durchhausen. Über ihre Ehepartner und ihren Lebenslauf war Ferdinand Müller weiter nichts bekannt. Von den fünf Töchtern heiratete eine einen Vogt und Gastwirt. Bei den anderen vieren nennt Ferdinand Müller nur den Namen, nicht aber das Gewerbe der Ehemänner. Die fünf Schwestern verheirateten sich nach Weilheim (zweimal), Wurmlingen sowie Dürbheim und Donaueschingen.

Bei den Eheschließungen der Söhne wurden Frauen bevorzugt, die aus einem Gastwirts Haushalt stammten, weil sie den Gasthof erbten bzw. zumindest mit der Wirtschaftsführung eines solchen Hauses vertraut waren. So heiratete Ferdinand Müllers Großvater Joseph Müller (gest. 1756), ein gewanderter Bierbrauer, am 1. Februar 1729 in Welschingen Maria Dietrich (gest. 1763), welche das Gasthaus »Adler« erbte. Von dieser Ehe an kannte bzw. nannte Ferdinand Müller Daten, während er für die Generation davor lediglich Namen erwähnte. Joseph und Maria Müller hatten sechs Kinder, die erwachsen wurden.

In der Generation der Kinder läßt sich die Berufs- und Heiratsstrategie innerhalb der Familie geradezu idealtypisch verfolgen. Der älteste Sohn Franz Joseph (1733–1798) lernte wahrscheinlich ebenso wie der jüngste Sohn Johan Nepomuk (1746–1823) das Brauereihandwerk. Dies erwähnte Ferdinand Müller zwar nicht explizit, aber es läßt sich aus dem Zusammenhang erschließen. Der zweitälteste Sohn Martin (1735–1790) wurde Rotgerber und der zweitjüngste, Ferdinand (1740–1790, nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Neffen, dem Autor der »Lebensgeschichte«), katholischer Priester. Diese beiden waren als die mittleren von vier Söhnen keine Anwärter auf die Übernahme des väterlichen Gasthauses und erhielten keine Ausbildung als Bierbrauer wie ihre Brüder. Martin heiratete die Bauerntochter Katharina Heis und betrieb Landwirtschaft. Der katholische Pfarrer Ferdinand Müller amtierte in Welschingen und blieb den Kirchenvorschriften entsprechend unverheiratet. Die Töchter Katharina (1731–1781) und Magdalena (1742–1790) heirateten »vermögende« Bauern aus der Umgebung.

25 SCHUSTER, Hans-Joachim: Krankheiten und Sterblichkeit unter Säuglingen und Kindern, in: Hygienische Verhältnisse und Krankheiten auf dem Lande in früherer Zeit (Schriften des Freilichtmuseums Neuhausen ob Eck 3), Tuttingen 1992, S. 27–32.

BROSIG, Reinhard: Die Engener Bevölkerung und Familie vom 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Engen im Hegau. Mittelpunkt und Amtstadt der Herrschaft Hewen, hrsg. v. BERNER, Herbert (Stadtgeschichte 2), Sigmaringen 1990, S. 377–411, hier S. 385–387.

HENNEKA, Bernd: Eine medizinische Topographie des Hegau im 19. Jahrhundert (Beiträge zur Singener Geschichte 5), (Diss. Freiburg i. Br.) Singen 1982, S. 80–83, 105–106, 109–117.

In der Region war es, wie bereits geschildert, üblich, das Gasthaus als wichtigsten Teil des Besitzes möglichst spät an einen Erben zu übergeben. Entsprechend erhielt der jüngste Bruder Johann Nepomuk den »Adler« in Welschingen. Franz Joseph Müller, der Vater von Ferdinand Müller, hatte als der älteste Sohn der Familie keine Aussicht, die Gastwirtschaft zu übernehmen. Doch da er wohl das Brauereihandwerk erlernt hatte, war er in der Lage, bei einem frühen Tod des Vaters den Betrieb im Auftrag der Witwe so lange zu führen, bis sein jüngster Bruder herangewachsen wäre.

Tatsächlich verstarb Joseph Müller 1756, bevor sein jüngster Sohn erwachsen war. Die Witwe Maria Dietrich übernahm nun nicht nur ihr Erbteil mit dem »Adler«, mit dem alleine ein Weiterwirtschaften schwierig war, sondern das Erbe der jüngeren Kinder blieb bis zu deren Heirat mit dem Gasthaus verbunden. Diese »Kommunhausung« war eine seltene, aber keineswegs unübliche Erbform in Hegauer Freiteilungsgebieten. Die Erben lebten und wirtschafteten in einem solchen Falle bis zur Hochzeit der einzelnen Kinder zusammen.²⁶ Der älteste Sohn Franz Joseph sollte für die Witwe den Betrieb führen, bis der jüngste Sohn Johan Nepomuk herangewachsen war.

Franz Joseph Müller heiratete gleich nach dem Tode seines Vaters und der interimistischen Übernahme des »Adlers« 1756. Die Situation war für ihn unbefriedigend, diente er doch nur als kurzfristiger Ersatz für seinen jüngeren Bruder. Als zudem seine Frau Veronica Schafheitle mit ihrer Schwiegermutter nicht auskam, verließ Franz Joseph nur zwei Monate nach der Eheschließung das elterliche Gasthaus. Weil für die Bewirtschaftung des »Adlers« ein Ehepaar notwendig war, heiratete die Witwe 1758 ihren Knecht, den gelernten Bierbrauer Johann Eicher aus Mahlspüren. Nach ihrem Tod 1763 verehelichte sich Johann Eicher mit Maria Ursula Wikenhauser. Als aber Johan Nepomuk, als der jüngste Sohn von Joseph Müller und Maria Dietrich, erwachsen war, wurde ihm der »Adler« übergeben. Das Ehepaar Eicher mußte sich woanders eine Existenz aufbauen.²⁷

Franz Joseph Müller und Veronica Schafheitle hatten 1756 den »Adler« verlassen und eine eigene Schankwirtschaft in Welschingen eröffnet. Das Geschäft lief gut, daher konnten sie bereits 1760 ihr neues Wirtshaus gegen die alteingesessene Wirtschaft »Bären« tauschen. Aus der Ehe der beiden gingen acht Kinder hervor. Veronica Schafheitle starb am 17. März 1769 im Alter von 39 Jahren. Kurz darauf, am 21. Mai desselben Jahres, heiratete Franz Joseph Müller ein zweites Mal. Seine Braut war Francisca Liebermann (1748–1814) aus Wurmlingen, dem Heimatort seines Großvaters. Sie brachte zwar nur 800 fl. (fl. = Gulden) Mitgift mit, war aber »eine schöne Persohn und eine treffliche Köchin«, wie ihr Sohn schrieb.²⁸ Müllers erste Frau hatte wahrscheinlich eine erheblich höhere Mitgift erhalten, denn das junge Paar konnte damals kurz nach der Hochzeit eine eigene Gastwirtschaft eröffnen. Bei der zweiten Ehe spielten für den inzwischen arrivierten Gastwirt wohl andere Gesichtspunkte eine Rolle. Darauf deutet die angeführte Bemerkung von Ferdinand Müller über seine Mutter hin, und wohl nicht zufällig

²⁶ SCHUSTER (wie Anm. 20), S. 71.

²⁷ MÜLLER (wie Anm. 2), S. 129–130.

²⁸ Ebd., S. 131.

war die erste Frau drei Jahre älter, die zweite aber fünfzehn Jahre jünger als ihr Ehemann. Der zweiten Ehe des Gastwirtes entstammten zehn Kinder (Abb. 2).

Von den 18 Kindern Franz Joseph Müllers und seiner beiden Ehefrauen starben neun im Kindesalter. Vier Töchter wurden erwachsen, drei davon heirateten. Die älteste Tochter hatte einen Buckel und eine schlechte Gesundheit und blieb ledig. Die zweite Tochter heiratete einen Wirt aus Fridingen, die dritte einen Bauern von Honstetten und die vierte einen Wirt in Sigmaringen.

Von den fünf Söhnen wurde der älteste, der wie seine ältere Schwester einen Buckel hatte, zum Jurastudium bestimmt, hatte er doch keine Aussichten und wohl auch nicht die körperliche Konstitution, den väterlichen Gasthof zu erben. Er wurde Archivar, Bibliothekar und zeitweise Prinzenenerzieher im Dienste des Fürsten von Fürstenberg. Über die Ausbildung des zweiten Sohnes ist nichts bekannt. Dieser heiratete eine Bauerntochter aus einem Dorf bei Villingen und bewirtschaftete den Hof ihrer Eltern. Der dritte Sohn war Ferdinand Müller selbst, der als gewandter Bierbrauer die elterliche Gastwirtschaft »Bären« übernahm. Der vierte lernte ebenfalls das Brauereihandwerk und heiratete eine Wirtstochter aus Weitingen. Er mußte allerdings die Gastwirtschaft vom bankrotten Schwiegervater kaufen. Der letzte Sohn schließlich ehelichte eine Frau aus Geisingen. Ferdinand Müller erwähnte das Gewerbe seines Bruders nicht, sondern schrieb lediglich, daß das junge Paar »miteinander eine gute Sache angetreten« hatte,²⁹ dann aber verarmte, und die beiden als Tagelöhner ihr Leben fristen mußten.

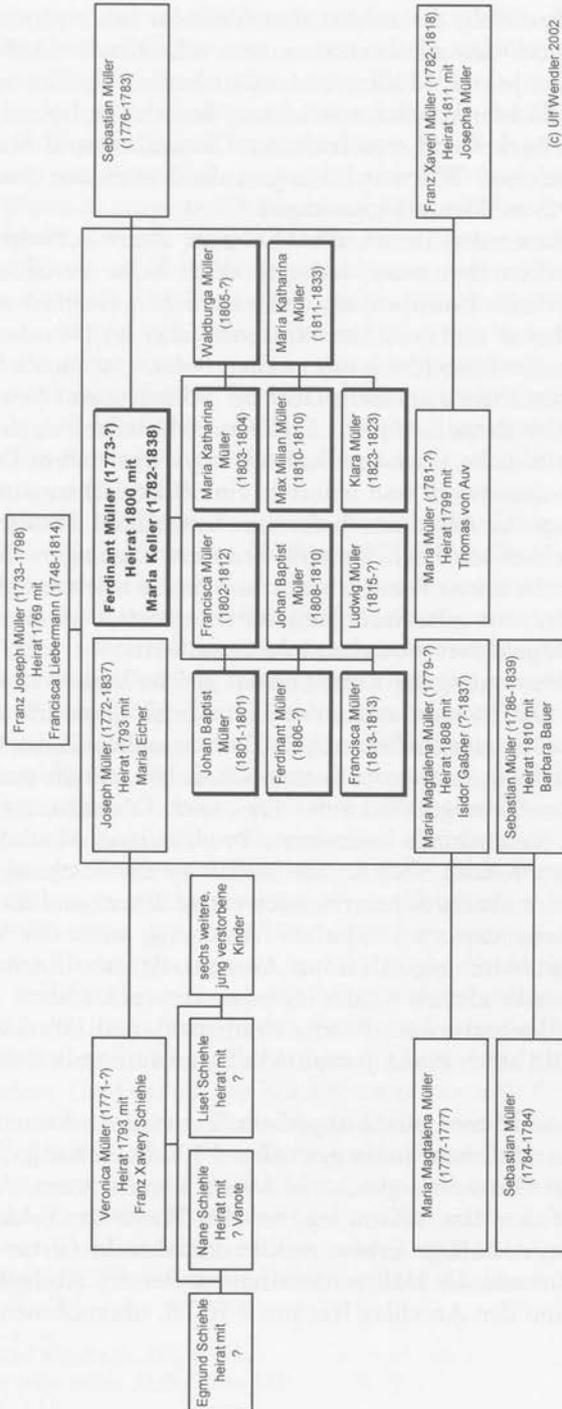
Bei der Ausbildung und Versorgung der Kinder ist das gleiche Muster zu erkennen wie eine Generation früher: Die Töchter fanden mit ihrer Mitgift Gastwirte und Bauern als Ehepartner, mit denen sie einen selbständigen Hausstand begründen konnten. Nur die älteste Tochter blieb ledig, denn trotz einer ansehnlichen Mitgift war sie körperlich nicht in der Lage, vollwertiger Teil eines Ehe- und Arbeitspaares zu sein. Durch ein Studium konnte ihr ebenfalls behinderter Bruder dieses Manko ausgleichen. Er heiratete und zeugte Kinder, aber für die Nachfolge im Gasthaus »Bären« kam er nicht in Frage. Von den älteren Söhnen wurden einige Brauer und standen damit als Interimswirte für ihren jüngsten Bruder zur Verfügung, wenn der Vater vor der Mutter sterben sollte. Sie hatten eigentlich nur Aussicht, dauerhaft den »Bären« zu führen, wenn ihre jüngeren Brüder als Kinder unverheiratet verschieden.

Doch gestaltete sich die Übergabe des »Bären« dramatisch und führte zu einem unerwarteten Ergebnis. 1798 starb Franz Joseph Müller und hinterließ die Witwe mit neun Kindern:

»Gleich nach dem Tott des Vaters wurde abgetheilt. Es ware ein Vermögen von 36 000 fl. vorhanden, wozu 10 Erben; jeden getroffen 3 600 fl. Es hat jeder Erb[e] bei der Theillung gleich viel Gieter und gleich viel Möbel übernommen. Allein der traurige Krieg, welcher auf dem Baursmann lag, hat den Werth der Felder so unwerd und wohlfeil gemacht, das einige Erben, welche damahls ihr Gieter verkauft haben, bei weitem nicht einmahl die Hälfte erlöst haben. Bei der Abtheillung hat die Mutter das Wirtshaus um den Anschlag leer um 3 500 fl. übernommen.«³⁰

²⁹ Ebd., S. 138.

³⁰ Ebd., S. 138–139.



(c) Ulf Wendler, 2002

Abb. 2. Die Nachfahren von Franz Joseph Müller und Francisca Liebermann aufgrund der Angaben von Ferdinand Müller. Hervorgehoben sind Ferdinand Müller und Maria Keller mit ihren Kindern.

Alle Erben erhielten nominell gleich viel, wobei das (wahrscheinlich unterbewertete) Wirtshaus³¹ ohne Möbel als der kostbarste Besitz wie eine Generation zuvor der Witwe zukam.³² Mit dem Gasthaus der Witwe Francisca Liebermann blieb in der Form der »Kommunhausung« das Erbe ihrer fünf jüngsten Kinder verbunden. Sie wollte den »Bären« mit Hilfe Ferdinand Müllers bis ungefähr 1803 führen. Zu diesem Zeitpunkt hätte Franz Xaver (1782–1818) als jüngerer Bruder die Wirtschaft provisorisch übernehmen sollen, bis Sebastian (1786–1839) als jüngster Bruder alt genug für den Antritt des Erbes gewesen wäre. Damit wäre die Mutter möglichst lange Besitzerin des Gasthauses geblieben. Ferdinand hätte sich anderswo sein Auskommen suchen müssen, wie seine älteren Geschwister, die bereits das Haus verlassen und sich teilweise schon verheiratet hatten.

In dieser Situation war es für Ferdinand Müller ein Glücksfall, daß er die Tochter eines Wirtes aus Krumbach bei Meßkirch kennenlernte, die das Gasthaus ihres Vaters erbte. Der Hochzeitstermin wurde festgesetzt. Nun folgte ein psychologischer »Showdown« zwischen Ferdinand und seiner Mutter. Nach Ferdinants Weggang hätte sie sich bei der Führung des »Bären« nur auf ihre beiden 14 und 12 Jahre alten Söhne (und eine unverheiratete Tochter, die vielleicht noch zu Hause lebte) stützen können. Würde sie es darauf ankommen lassen oder nicht? Am Morgen des angesetzten Hochzeitstages, kurz vor der geplanten Abfahrt Ferdinants nach Krumbach, brach sie schließlich weinend zusammen und erklärte sich bereit, ihm das Gasthaus für die Summe von 3 500 fl. zu übergeben. Da seine Verlobte nicht bereit war (und ihr Vater es nicht erlaubte), daß sie von Krumbach nach Welschingen zog, wurde die Hochzeit abgesagt, denn Ferdinand zog es vor, den »Bären« zu übernehmen.³³

Nun hatte es Ferdinand Müller mit dem Heiraten nicht mehr so eilig, denn es herrschte Krieg, wie er schrieb:

»Da mir nun das Wirtshaus zugeschrieben war, war es noch ein Krieg über Krieg, nirge[nd]s noch Friden. Nun presirte es mir mit Heyrathen auch nicht. Denn dem Blaz war ich jetzt gewis und dachte, ich wolle den Friden abwarten. So gehen doch die Kriegskosten noch auf die Mutter und die übrigen jünger Geschwisterej gemeinschaftlich.«³⁴

Die »Kommunhausung«, das gemeinschaftliche Leben und Wirtschaften der Erben, bestand bis zu seiner Hochzeit weiter. Doch lange blieb er nicht mehr ledig. Die dramatische Geschichte der Übergabe des Gasthauses hatte sich im Frühjahr 1800 zugetragen. Ferdinand Müller heiratete am 28. Juli des gleichen Jahres Maria Keller, Tochter des Hirschenwirtes von Geisingen.³⁵

Im gleichen Jahr fand eine weitere Hochzeit statt, denn Ferdinand Müllers Mutter verheiratete sich ein zweites Mal und verließ Welschingen. Sie ehelichte Franz Joseph Linden aus Wald, einen Hofwirt und Stabhalter.³⁶ Über ihre letzten Jahre schrieb der Sohn:

31 Vgl. zu dieser Möglichkeit SCHUSTER (wie Anm. 20), S. 69.

32 Vgl. dazu die anderen Verhältnisse in Neckarhausen: SABEAN (wie Anm. 21), S. 252–255.

33 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 132, 138–139, 186–187.

34 Ebd., S. 187.

35 Ebd., S. 140.

36 Ebd., S. 132, 139–140.

»[Sie] lebte da glücklich, bis dann ihr Mann, Linden, 1808 starb. Als Witwe lebte sie noch glücklicher, weil sie ein sehr schönes Quartier und ein überaus gutes Leibgeding hatte. Sie starb aber dann auch 1814, am 14. Mai, in ihrem 71ten Lebensjahr.«³⁷

Unbefangen setzte Ferdinand Müller Glück mit materiellem Wohlergehen gleich. Anscheinend war es für ihn so, daß seine Mutter als Witwe glücklicher denn als Ehefrau lebte, hatte sie doch einen guten Altersruhesitz. Eine solche Einstellung paßt zu ähnlichen Belegen in west- und mitteleuropäischen Quellen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, die nahelegen, daß innerhalb der traditionellen Familie emotionale Beziehungen schwach ausgeprägt und von wirtschaftlichen Interessen dominiert waren.³⁸ Einige Forscher weisen aber auf die Verwendung schichtspezifischer Kommunikationsformen hin, die entscheiden, was wie ausgedrückt wird. Ohne Kenntnis dieses Codes ist es nicht möglich, Äußerungen richtig zu verstehen, weil der Kontext zur Bewertung fehlt.³⁹ Dies kommt besonders in der Autobiographie einfacher, nicht den Oberschichten angehörender Personen zum Ausdruck, wie Isa Schikorsky feststellt, die sich:

»[...] in dieser Hinsicht von der bürgerlich-literarischen unterscheidet, in der der Aspekt der Innerlichkeit im allgemeinen stärker betont wird. Die Besonderheit der in den Privattexten verwendeten sprachlichen Verarbeitungsstrategien innerer Bewegung besteht darin, daß es sich zum größten Teil um verdeckte oder indirekte Formen der Darstellung handelt. Dieses Abschwächungs- oder Vermeidungsverhalten bezieht sich sowohl auf die Erwähnung von Gefühlen überhaupt, als auch auf die Nennung des beteiligten Verfasser-Ichs. Es spricht sogar einiges für die Annahme, daß das sprachliche Verbergen um so ausgeprägter ist, je größer die emotionale Betroffenheit der Schreiber ist.«⁴⁰

Ferdinand Müller hatte seiner Mutter den »Bären« abgetrotzt und sich kurz darauf verheiratet. Die Mutter blieb nicht lange in dem über Jahre von ihr dominierten Haus, sondern ging eine zweite Ehe ein. Müllers Verhalten hatte die Folge, daß seine Mutter Welschingen verließ. Vielleicht lag ein gewisses Schuldbewußtsein seinerseits der ausdrücklichen Feststellung zugrunde, daß es seiner Mutter in Wald auch nach dem Tod ihres zweiten Mannes gut ging, und sie wirtschaftlich glänzend dastand. Doch Emotionen wurden von ihm nicht explizit formuliert.

³⁷ Ebd., S. 132.

³⁸ Dies wurde besonders an der Eltern-Kindbeziehung und der Wahl der Ehepartner untersucht.

ARIES, Philippe: *Geschichte der Kindheit*, 4. Aufl. München–Wien 1977, S. 502–555.

SHORTER, Edward: *Die Geburt der modernen Familie*, Zürich 1977, S. 72–84.

STONE, Lawrence: *The Family, Sex and Marriage in England 1500–1800*, Harmondsworth 1985, S. 81–89, 127–136.

³⁹ MEDICK/SABEAN (wie Anm. 4), S. 30–35.

⁴⁰ SCHIKORSKY (wie Anm. 10), S. 155–156.

Emotionen und materielle Interessen

Während Ferdinand Müller von der Generation seines Urgroßvaters die Namen wußte, von der seines Großvaters nähere Details kannte, war es die Generation seiner Eltern und vor allem die seiner (Stief-) Geschwister, die für ihn die Familie im engeren Sinne bildeten. Alle früher lebenden Personen waren für ihn nicht von großer Wichtigkeit. Er beurteilte sie entweder überhaupt nicht oder nur nach dem Kriterium, ob sie es im Leben wirtschaftlich zu etwas »gebracht« hatten oder nicht.

Materieller Erfolg war für Ferdinand Müller im Leben von entscheidender Bedeutung. Harmonie innerhalb der Kleinfamilie war eine Voraussetzung dafür. Ferdinand Müller wies ausdrücklich darauf hin, daß seine erfolgreichen Eltern in »ganz guthem Ehefrieden« miteinander lebten.⁴¹ Dagegen parallelisierte er die schlechte Ehe und den wirtschaftlichen Abstieg seines jüngeren Bruders:

»[Franz Xavery Müller] verhehelichte sich 1811 mit Josepha Müller, [des] Adlerwirts Tochter, nach Weiterdingen auf den »Adler«. Da er aber den »Adler« um 4 500 fl. kaufen mußte, weil der Schwähervater Wunibald Müller gantmäßig [= der Zwangsversteigerung verfallen] war, und die Tochter kein Kreuzer Heirathsgut hate, dennoch mit dem Xavery in Unfriden lebten, noch sich in jeder Arth niderträchtig betrug, sonst keine Hausfrau war, so ging seine Sache zurück. Kumer, Unfriden, Mangel legten [e]in, und [er] starb gehe an einem Schlagfluß ohnversehen 1818 am [richtig; und] hinterläst 2 Kinder.«⁴²

Schuld am Abstieg der Familie waren angeblich die Frau und der Schwiegervater. In anderen Fällen mußte das gemeinsam schlecht wirtschaftende Paar den Niedergang verantworten. Ferdinants jüngster Bruder Sebastian trat mit seiner Frau Barbara Bauer eine gute Sache an, doch »sind [sie] aber wegen Wohlleben, Mißgung ganz darum gekommen.«⁴³ Ähnlich war es bei seinem älteren Bruder Joseph. Er heiratete die Tochter eines Bauern im Südschwarzwald, verkaufte nach dem Tode des Schwiegervaters den Hof für die hohe Summe von 13 000 fl. und erwarb ein Haus mit Metzgereigerechtigkeit in Villingen. Das Gut war »in 6 Jahr[e]n alles verbuzt [...] und [er lebt] nun jetzt als armer Tagelehner tirtfig.«⁴⁴ Auch Ferdinants Onkel, der Welschinger Adlerwirt Johan Nepomuk Müller, verlor seinen Familienbetrieb. Er verhehelichte sich mit Theresia Straub von Ehingen, welche die ansehnliche Mitgift von 5 000 fl. in die Ehe einbrachte. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er Margareta Guth von Möringen, und »mit dieser ist er um alles gekommen, wo er dann 1803 vergantet, und das Haus [...] verkauft wurde.«⁴⁵ Johan Nepomuk starb als armer Mann zwanzig Jahre später.⁴⁶

41 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 132.

42 Ebd., S. 137.

43 Ebd., S. 138.

44 Ebd., S. 136.

45 Ebd., S. 129.

46 Ebd., S. 127–129.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten seiner Verwandten ließen den Erfolg des Ehe- und Arbeitspaares Ferdinand Müller und Maria Keller noch eindrucksvoller erscheinen. Wie die Ehe zustande kam, beschreibt Müller leider nicht. Im Frühjahr 1800 stand er im Begriff, eine Wirtstochter aus Krumbach zu heiraten, doch übernahm er statt dessen den »Bären«. Im Sommer des gleichen Jahres verehelichte er sich mit einer anderen Wirtstochter. Es fällt auf, daß beide Bräute aus Gastwirtschaften stammten und der Abstand zwischen dem gescheiterten ersten Heiratsversuch und der Eheschließung mit einer anderen Frau sehr kurz war. Für Ferdinand Müller war es selbstverständlich, eine ökonomisch vernünftige Ehe einzugehen, welche für das Bewirtschaften des mühsam errungenen Gasthauses unumgänglich war. Liebe und das Achten auf materielle Vorteile waren keine gegensätzlichen Einstellungen, sondern ergänzten sich.⁴⁷

Den »Bären« in schwerer Zeit geführt und zu einem blühenden Wirtshaus gemacht zu haben, war das Verdienst dieser Ehe. Der gemeinsam erreichte Erfolg des Arbeits- und Ehepaares Müller verstärkte dabei wahrscheinlich auch die emotionalen Bindungen zwischen den Ehegatten.⁴⁸ Dieses legt die Schilderung nahe, die Ferdinand Müller von seiner Ehe gab:

»1800 habe ich geheirathet, wie schon forne zu ersehen. Ich lebte mit meiner Frau vergnigt, weil ich sie unendlich liebte. Unsr Wirtschaft wurde zimlich besucht, und wir verdienten, das wir unser zerettetes, durch Krieg verdorbenes Hauswesen wieder nach und nach zu recht brachten.«⁴⁹

Persönliches Glück wurde nur angedeutet, Unglück gar nicht thematisiert. Dieses Muster bestimmte auch Müllers Erwähnung seiner Kinder. Er nannte nur ihre Namen sowie die Geburts- und Sterbedaten. Von den elf Kindern verschieden acht als Kleinkinder oder junge Erwachsene, ohne daß Müller darüber ein Wort der Trauer notierte. Emotionale Befindlichkeiten weiter auszuführen und mit Details versehen zu beschreiben, war in autobiographischen Aufzeichnungen seiner Schicht nicht üblich, wie bereits ausgeführt wurde.⁵⁰

Mehr Worte als für den Tod seiner Kinder fand Ferdinand Müller für die emotionalen und materiellen Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Zweigen der Familie Müller. Zwar agierten die verschiedenen Kleinfamilien weitgehend unabhängig voneinander, doch gab es ein begrenztes Miteinander mit Solidarität und Konflikten unter den Verwandten. Festgehalten hat Ferdinand Müller besonders die Unstimmigkeiten – Zeichen der Erbitterung, mit welcher diese ausgetragen wurden. Die Auseinandersetzungen wurden teilweise um Geld geführt, teilweise beruhten sie auf persönlichen Abneigungen. Mit einer Schwester und ihrem Mann stritt Ferdinand um 280 fl., die aus dem Erbe des ältesten Bruders zu bezahlen waren. Ferdinand verweigerte die Summe, weshalb er nicht zur Hochzeit seines

47 Vgl. dazu SIEDER, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie (Neue Historische Bibliothek; edition suhrkamp, Neue Folge, 276), Frankfurt am Main 1987, S. 59–62, 111–116, 130–132.

48 Vgl. dazu ROSENBAUM (wie Anm. 17), S. 69–79, 145–153.

49 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 220.

50 SCHIKORSKY (wie Anm. 10), S. 155–156.

Neffen und seiner beiden Nichten eingeladen wurde. Dieser Affront traf ihn. Erst nach Jahren wurden diese Differenzen beigelegt.⁵¹

Tiefer gingen die Auseinandersetzungen mit der Witwe seines ältesten (Stief-) Bruders, des fürstenbergischen Archivars, und den Kindern der beiden. Ferdinand Müller kreidete es seinem Stiefbruder an, daß dieser allein seine 1800 verstorbene ältere Schwester (Ferdinant Müllers Stiefschwester) beerbte.⁵² Doch richteten sich Ferdinand Müllers Aversionen vor allem gegen die Witwe und die drei ältesten Söhne, welche in seinen Augen nichts Rechtes wurden. Insbesondere für seinen gleichnamigen Neffen fand er kein gutes Wort:

»[Er] macht ein Schreiber und ist auch nicht viel. [Er] kann ebensowenig, nicht einmahl das Scribenten-Examen machen. Ohnerachtet seine Famil[ie] und er so viel Gutes von mir empfangen, ist er der undankbareste Flegel.«⁵³

Offensichtlich war gekränkte Eitelkeit im Spiel, erwartete Müller doch Dankbarkeit von seinem Neffen. Müller konnte darauf u. a. rechnen, weil er jahrelang die Verpflegungskosten für dessen Mutter tragen mußte, eine

»überhirnte, böshafte Frau, [...] doch waren die Söhne, vorzüglich Ferdinand, so unverschämt und hete[n] mir alles [die Verpflegungskosten] abgestritten, wenn es ihnen mögliche gewesen wäre.«⁵⁴

Doch der Bericht von Ferdinand Müller zeigt auch, daß er seine Schwägerin allen Aversionen zum Trotz nach dem Tode ihres Mannes unterstützte. Innerfamiliäre Solidarität wurde geübt, doch bedeutete dies nicht, daß damit Frieden und Harmonie herrschten.

Schlußbemerkung

Ferdinant Müller war ein Mann mit großem Selbstbewußtsein, der es in seinem Leben zu Wohlstand und Ansehen brachte. Er verfaßte nach 1829 seine »Lebensgeschichte«, in welcher er nicht nur sein Leben schilderte, sondern auch aufschlußreiche Hinweise zu den inneren Verhältnissen der Wirte- und Brauerfamilie Müller gab. Er zeichnete mit scharfen Konturen das Bild einer besonderen Familienform.

Präsent und wichtig war ihm die Abstammung in männlicher Linie bis zu seinen Urgroßeltern. Die weiblichen Verwandtschaftslinien hielt er nicht einmal bei seiner eigenen Ehefrau für erwähnenswert. Seine Vorfahren waren selbständig wirtschaftende Gastwirtshepaare mit vielen Kindern. Bei der Erziehung der Söhne wurde darauf geachtet, daß nicht nur der jüngste Sohn als potentieller Erbe, sondern mindestens noch ein weiterer Sohn Brauer wurde. Wenn der Vater starb bzw. die Wirtschaft nicht mehr leiten konnte und der jüngste Sohn für die Übernahme des Gasthauses noch nicht alt genug war, konnte der ältere Sohn

51 MÜLLER (wie Anm. 2), S. 136.

52 Ebd., S. 133.

53 Ebd., S. 134.

54 Ebd., S. 134–135.

den Betrieb ein paar Jahre lang für die Eltern bzw. die verwitwete Mutter führen. So blieb das Gasthaus so lange wie möglich in den Händen der Elterngeneration.

Der ältere Sohn übernahm in einer solchen Konstellation nur vorübergehend das begehrte Gasthaus und mußte sich später ein anderes Auskommen suchen. Die prekäre Situation des älteren Sohnes führte zu Auseinandersetzungen. Im Fall Ferdinand Müllers und seiner verwitweten Mutter kam es zu einem Machtkampf, bei welchem der Sohn seiner Mutter den Betrieb abtrotzte.

Die Alternative zu einer Übergabe war für die Witwe eine zweite Ehe, damit ein für den Betrieb unabdingbares Ehe- und Arbeitspaar vorhanden war. Umgekehrt war dies auch der Fall, wenn die Mutter vor dem Vater starb, während noch kein Sohn herangewachsen war. Dann heiratete der Witwer rasch, damit die Gastwirtschaft weiter betrieben werden konnte und die unmündigen Kinder eine Stiefmutter hatten. Nach dem Tode eines Ehepartners der Elterngeneration und der Heirat der Kinder zerfiel die Familie rasch in Kleinfamilien, die keinen starken Zusammenhalt untereinander besaßen.

Das Konzept nahe verwandter, aber isoliert voneinander lebender Kleinfamilien wurde durch das Erbrecht gefördert. Nach dem Tod des Vaters wurde das Erbe unter der Witwe und den Kindern gleichmäßig aufgeteilt. Dabei fiel der Witwe das Gasthaus als der wertvollste Besitz zu. Die Kinder verließen spätestens mit der Heirat ihr Elternhaus und mußten mit ihrer Ausbildung bzw. Mitgift und ihrem Erbe versuchen, eine eigene Existenz aufzubauen.

Ein Ehe- und Arbeitspaar war nicht nur unverzichtbar, um unter den Bedingungen der damaligen Zeit einen selbständigen Betrieb erfolgreich zu führen, sondern hatte auch einen hohen ideellen Stellenwert. Harmonie zwischen den Partnern war eine Voraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg. Doch gab es in der Verwandtschaft Ferdinand Müllers genügend Beispiele dafür, daß Ehepaare ohne internen Streit ihren Besitz zugrunde richteten. Ferdinand Müller unterstellte dann fehlende »bürgerliche Tugenden«, ⁵⁵ so daß z. B. »Wohlleben« ⁵⁶ für den Verlust des selbständig bewirtschafteten Betriebes verantwortlich war. Das ideale Ehe- und Arbeitspaar liebte einander nicht nur und lebte »vergnügt« ⁵⁷ miteinander, sondern arbeitete ohne »Mißgung«, ⁵⁸ so daß der wirtschaftliche Erfolg nicht ausbleiben konnte.

Das Streben nach Besitz und wirtschaftlichem Gewinn waren starke Antriebskräfte im Leben des Gastwirtes und entsprechend mit Emotionen besetzt. Während Müller stolz seinen wirtschaftlichen Erfolg und den seiner Frau betont, deutete er andere Gefühle, gleich welcher Art, nur sparsam oder überhaupt nicht an. Emotionen zu beschreiben, war in autobiographischen Aufzeichnungen nicht zu

⁵⁵ Vgl. dazu MÜNCH, Paul: Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der »bürgerlichen Tugenden« (dtv dokumente), München 1984, S. 9–38.

⁵⁶ MÜLLER (wie Anm. 2), S. 138.

⁵⁷ Ebd., S. 220.

⁵⁸ Ebd., S. 138.

den Oberschichten gehöriger Menschen unüblich: Ereignisse wurden sachlich-neutral dargestellt. Müllers »Lebensgeschichte« ist damit, wie andere Autobiographien dieser Zeit, eine schwierige Quelle für Untersuchungen über emotionale Beziehungen in vorindustrieller Zeit. Müller schildert seinen Aufstieg von einem älteren Sohn ohne Aussicht, die elterliche Wirtschaft zu übernehmen, zu einem erfolgreichen Ehemann, Gastwirt und Vogt. Eine auf die äußeren Geschehnisse konzentrierte Erfolgsgeschichte, nicht einen gefühlvollen Roman zu verfassen, war die Absicht von Ferdinand Müller.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ulf Wendler, Staatsarchiv, Rathausbogen 4, CH-8200 Schaffhausen